

Nr. 184. Bromberg, den 14. August 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(22. Fortsetzung.)

Jenny biß sich auf die Lippen und bedauerte das unvorsichtige Wort, das sie nun dem Spotte preisgab. Es war aber zu spät zur Umkehr, und so sagte sie nur: „Ja, lieber Professor, es wird das beste sein, Corinna selbst zu hören. Und ich denke, sie wird sich mit einem gewissen Stolz dazu bekennen, dem armen Jungen das Spiel über dem Kopf weggenommen zu haben.“

„Wohl möglich“, sagte Schmidt und stand auf und rief in das Entree hinein: „Corinna.“

Kaum daß er seinen Platz wieder eingenommen hatte, so stand die von ihm Gerufene auch schon in der Tür, verbeugte sich artig gegen die Kommerzienrätin und sagte: „Du hast gerufen, Papa?“

„Ja, Corinna, das hab ich. Eh wir aber weitergehen, nimm einen Stuhl und setze dich in einiger Entfernung von uns. Denn ich möchte es auch äußerlich markieren, daß du vorläufig eine Angeklagte bist. Rücke in die Fensternische, da sehen wir dich am besten. Und nun sage mir, hat es seine Richtigkeit damit, daß du gestern abend im Grunewald, in dem ganzen Junkerübermut einer geborenen Schmidt, einen friedlich und unbewaffnet seines Weges ziehenden Bürgersohn, namens Leopold Treibel, seiner besten Barschaft beraubt hast?“

Corinna lächelte. Dann trat sie vom Fenster her an den Tisch heran und sagte: „Nein, Papa, das ist grundfalsch. Es hat alles den landesüblichen Verlauf genommen, und wir sind so regelrecht verlobt, wie man nur verlobt sein kann.“

„Ich bezweifle das nicht, Fräulein Corinna“, sagte Jenny. „Leopold selbst betrachtet sich als Ihren Verlobten. Ich sage nur das eine, daß Sie das Überlegenheitsgefühl, das Ihnen Ihre Jahre . . .“

„Nicht meine Jahre. Ich bin jünger . . .“

„. . . das Ihnen Ihre Klugheit und Ihr Charakter gegeben, daß Sie diese Überlegenheit dazu benutzt haben, den armen Jungen willenlos zu machen und ihn für sich zu gewinnen.“

„Nein, meine gnädigste Frau, das ist ebenfalls nicht ganz richtig, wenigstens zunächst nicht. Daß es schließlich doch vielleicht richtig sein wird, darauf müssen Sie mir erlauben, weiterhin zurückzukommen.“

„Gut, Corinna, gut“, sagte der Alte. „Fahre nur fort. Also zunächst . . .“

„Also zunächst unrichtig, meine gnädigste Frau. Denn wie kam es? Ich sprach mit Leopold von seiner nächsten Zukunft und beschrieb ihm einen Hochzeitszug, absichtlich in unbestimmten Umrissen und ohne Namen zu nennen. Und als ich zuletzt Namen nennen mußte, da war es Blankenese, wo die Gäste zum Hochzeitsmahle sich sammelten, und war es die schöne Hildegard Munk, die, wie eine Königin gekleidet, als Braut neben ihrem Bräutigam saß. Und dieser Bräutigam war Ihr Leopold, meine gnädigste Frau. Selbiger Leopold aber wollte von dem allem nichts wissen und ergriff meine Hand und machte mir einen Antrag in aller Form. Und nachdem ich ihn an seine Mutter erinnert und mit dieser Erinnerung kein Glück gehabt hatte, da haben wir uns verlobt . . .“

„Ich glaube das, Fräulein Corinna“, sagte die Rätin. „Ich glaube das ganz aufrichtig. Aber schließlich ist das alles doch nur eine Komödie. Sie wußten ganz gut, daß er Ihnen vor Hildegard den Vorzug gab, und Sie wußten nur zu gut, daß Sie, je mehr Sie das arme Kind, die Hildegard, in den Vordergrund stellten, desto gewisser — um nicht zu sagen desto leidenschaftlicher, denn er ist nicht eigentlich der Mann der Leidenschaften — desto gewisser, sag ich, würd er sich auf Ihre Seite stellen und sich zu Ihnen bekennen.“

„Ja, gnädige Frau, das wußt ich oder wußt es doch beinah. Es war noch kein Wort in diesem Sinne zwischen uns gesprochen worden, aber ich glaubte trotzdem, und seit längerer Zeit schon, daß er glücklich sein würde, mich seine Braut zu nennen.“

„Und durch die klug und berechnend ausgesuchte Geschichte mit dem Hamburger Hochzeitszuge haben Sie eine Erklärung herbeizuführen gewußt . . .“

„Ja, meine gnädigste Frau, das hab ich, und ich meine, das alles war mein gutes Recht. Und wenn Sie nun dagegen, und wie mir's scheint ganz ernsthaft, Ihren Protest erheben wollen, erschrecken Sie da nicht vor Ihrer eigenen Forderung, vor der Zumutung, ich hätte mich jedes Einflusses auf Ihren Sohn enthalten sollen? Ich bin keine Schönheit, habe nur eben das Durchschnittsmaß. Aber nehmen Sie, so schwer es Ihnen werden mag, für einen Augenblick einmal an, ich wäre wirklich so was wie eine Schönheit, eine Beauté, der Ihr Sohn nicht hätte widerstehen können, würden Sie von mir verlangt haben, mir das Gesicht mit Ätzlauge zu zerstören, bloß damit Ihr Sohn, mein Verlobter, nicht in eine durch mich gestellte Schönheitsfalle fiele?“

„Corinna“, lächelte der Alte, „nicht zu scharf. Die Rätin ist unter unserm Dache.“

„Sie würden das nicht von mir verlangt haben, so wenigstens nehme ich vorläufig an, vielleicht in Überschätzung Ihrer freundlichen Gefühle für mich, und doch verlangen Sie von mir, daß ich mich dessen begebe, was die Natur mir gegeben hat. Ich habe meinen guten Verstand und bin offen und frei und übe damit eine gewisse Wirkung auf die Männer aus, mitunter auch gerade auf solche, denen das fehlt, was ich habe — soll ich mich dessen entkleiden? soll ich mein Pfund vergraben? soll ich das bißchen Licht, das mir geworden, unter den Scheffel stellen? Verlangen Sie, daß ich bei Begegnungen mit Ihrem Sohne wie eine Nonne dasitze, bloß damit das Haus Treibel vor einer Verlobung mit mir bewahrt bleibe? Erlauben Sie mir, gnädigste Frau, und Sie müssen meine Worte meinem erregten Gefühle, das Sie herausgefordert, zugute halten, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich das nicht bloß hochmütig und höchst verwerflich, daß ich es vor allem auch ridikül finde. Denn wer sind die Treibels? Berlinerblaufabrikanten mit einem Ratstitel, und ich, ich bin eine Schmidt.“

„Eine Schmidt“, wiederholte der alte Willibald freudig, gleich danach hinzufügend: „Und nun sagen Sie, liebe Freundin, wollen wir nicht lieber abbrechen und alles den

Kindern und einer gewissen ruhigen, historischen Entwicklung überlassen?

„Nein, mein lieber Freund, das wollen wir nicht. Wir wollen nichts der historischen Entwicklung und noch weniger der Entscheidung der Kinder überlassen, was gleichbedeutend wäre mit Entscheidung durch Fräulein Corinna. Dies zu hindern, deshalb eben bin ich hier. Ich hoffte bei den Erinnerungen, die zwischen uns leben, Ihrer Zustimmung und Unterstützung sicher zu sein, sehe mich aber getäuscht und werde meinen Einfluß, der hier gescheitert, auf meinen Sohn Leopold beschränken müssen."

„Ich fürchte", sagte Corinna, „daß er auch da versagt . . ."

„Was lediglich davon abhängen wird, ob er Sie sieht oder nicht."

„Er wird mich sehen!"

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht."

Und darauf erhob sich die Kommerzienrätin und ging, ohne dem Professor die Hand gereicht zu haben, auf die Tür zu. Hier wandte sie sich noch einmal und sagte zu Corinna: „Corinna, lassen Sie uns vernünftig reden. Ich will alles vergessen. Lassen Sie den Jungen los. Er paßt nicht einmal für Sie. Und was das Haus Treibel angeht, so haben Sie's eben in einer Weise charakterisiert, daß es Ihnen kein Opfer kosten kann, darauf zu verzichten . . ."

„Aber meine Gefühle, gnädige Frau . . ."

„Bah", lachte Jenny, „daß Sie so sprechen können, zeigt mir deutlich, daß Sie keine haben und daß alles bloßer Übermut oder vielleicht auch Eigensinn ist. Daß Sie sich dieses Eigensinns begeben mögen, wünsche ich Ihnen und uns. Denn es kann zu nichts führen. Eine Mutter hat auch Einfluß auf eine schwachen Menschen, und ob Leopold Lust hat, seine Flitterwochen in einem Ahlbecker Fischerhause zu verbringen, ist mir doch zweifelhaft. Und daß das Haus Treibel Ihnen keine Villa in Capri bewilligen wird, dessen dürfen Sie gewiß sein."

Und dabei verneigte sie sich und trat in das Entree hinaus. Corinna blieb zurück. Schmidt aber gab seiner Freundin das Geleit bis an die Treppe.

„Adieu", sagte hier die Rätin. „Ich bedauere, lieber Freund, daß dies zwischen uns treten und die herzlichen Beziehungen so vieler, vieler Jahre stören mußte. Meine Schuld ist es nicht. Sie haben Corinna verwöhnt, und das Töchterchen schlägt nun einen spöttischen und überheblichen Ton an und ignoriert, wenn nicht anderes, so doch die Jahre, die mich von ihr trennen. Impietät ist der Charakter unserer Zeit."

Schmidt, ein Schelm, gefiel sich darin, bei dem Wort „Impietät" ein betrübtes Gesicht aufzusetzen. „Ach, liebe Freundin", sagte er, „Sie mögen wohl recht haben, aber nun ist es zu spät. Ich bedaure, daß es unserm Hause vorbehalten war, Ihnen einen Kummer wie diesen, um nicht zu sagen eine Kränkung, anzutun. Freilich, wie Sie schon sehr richtig bemerkt haben, die Zeit . . . alles will über sich hinaus und strebt höheren Staffeln zu, die die Vorsehung sichtbarlich nicht wollte."

Jenny nickte. „Gott bessre es."

„Lassen Sie uns das hoffen."

Und damit trennten sie sich.

In das Zimmer zurückgekehrt, umarmte Schmidt seine Tochter, gab ihr einen Kuß auf die Stirn und sagte: „Corinna, wenn ich nicht Professor wäre, so würd ich am Ende Sozialdemokrat."

Im selben Augenblick kam auch die Schmolke. Sie hatte nur das letzte Wort gehört, und erratend, um was es sich handle, sagte sie: „Ja, das hat Schmolke auch immer gesagt."

Vierzehntes Kapitel.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und die Stimmung, in der sich das Treibelsche Haus befand, konnte nur noch dazu beitragen, dem Tage zu seiner herkömmlichen Ödheit ein Beträchtliches zuzulegen. Jeder mied den andern. Die Kommerzienrätin beschäftigte sich damit, Briefe, Karten und Photographien zu ordnen, Leopold saß auf seinem Zimmer und las Goethe (was, ist nicht nötig zu verraten), und Treibel selbst ging um das Bassin herum und unterhielt sich, wie meist in solchen Fällen, mit der Honig. Er ging dabei so weit, sie ganz ernsthaft nach Krieg und Frieden zu fragen, allerdings mit der Vorsicht, sich eine Art Präliminarantwort gleich selbst zu geben. In erster Reihe stehe fest, daß es niemand wisse, „selbst der leitende Staatsmann nicht" (er hatte sich diese Phrase bei seinen öffentlichen Reden angewöhnt), aber eben weil es niemand wisse, sei man auf Sentiments angewiesen, und darin sei niemand größer und zuverlässiger als die Frauen. Es sei nicht zu leugnen, das weibliche Geschlecht habe was Pythisches, ganz abgesehen von jenem Orakelhaften niederer Observanz, das noch so nebenherlaufe. Die Honig, als sie schließlich zu Worte kam, faßte ihre politische Diagnose dahin zusammen: sie sähe nach Westen hin einen klaren Himmel, während es im Osten finster braue, ganz entschieden, und zwar oben wie unten. „Oben wie unten", wiederholte Treibel. „O, wie wahr. Und das Oben bestimmt das Unten und das Unten das Oben. Ja, Fräulein Honig, damit haben wir's getroffen." Und Czicka, das Hündchen, das natürlich auch nicht fehlte, blaffte dazu. So ging das Gespräch zu gegenseitiger Zufriedenheit. Treibel aber schien doch abgeneigt, aus diesem Weisheitsquell andauernd zu schöpfen, und zog sich nach einiger Zeit auf sein Zimmer und seine Zigarre zurück, ganz Halensee verwünschend, das mit seiner Kaffeeklappe diese häusliche Mißstimmung und diese Sonntagsextralangeweile heraufbeschworen habe. Gegen Mittag traf ein an ihn adressiertes Telegramm ein: „Dank für Brief. Ich komme morgen mit dem Nachmittagszug. Eure Hildegard." Er schickte das Telegramm, aus dem er überhaupt erst von der erfolgten Einladung erfuhr, an seine Frau hinüber und war, trotzdem er das selbständige Vorgehen derselben etwas sonderbar fand, doch auch wieder aufrichtig froh, nunmehr einen Gegenstand zu haben, mit dem er sich in seiner Phantasie beschäftigen konnte. Hildegard war sehr hübsch, und die Vorstellung, innerhalb der nächsten Wochen ein anderes Gesicht als das der Honig auf seinen Gartenspaziergängen um sich zu haben, tat ihm wohl. Er hatte nun auch einen Gesprächsstoff, und während ohne diese Depesche die Mittagsunterhaltung wahrscheinlich sehr kümmerlich verlaufen oder vielleicht ganz ausgefallen wäre, war es jetzt wenigstens möglich, ein paar Fragen zu stellen. Er stellte diese Fragen auch wirklich, und alles machte sich ganz leidlich; nur Leopold sprach kein Wort und war froh, als er sich vom Tisch erheben und zu seiner Lektüre zurückkehren konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von Margaret Laube.

(13. Fortsetzung.

„Du hast ihnen doch nicht etwa schon geschrieben? — Dann ist doch alles in Ordnung. — Herein, wenn's Felix ist! Jawohl, Felix, wir sind gleich fertig. Kommen Sie nur! Er hat gewiß nie so lange Haare gesehen. Als die allgemein waren, lag er noch im Steckkissen. Was meinst du, Gretchen? Sie sollen abgeschnitten werden? Dann aber in Hamburg. Hier kenne ich die Friseure nicht. — So, jetzt gehen wir ins Schabbelhaus zum Essen. Ich lade euch alle ein. Wo ist der Freund, der wie ein Gott fährt?"

„Er hat getankt und wartet unten, nachdem er Mr. Wunderlich zum Arzt gefahren hat."

„Felix?!"

Der junge Mann verbeugt sich stumm.

„Was sagte ich, Gretchen? — Wo und wie, Felix?"

Felix kann seinen Triumph kaum unterdrücken. Er zeigt auf seinen rechten Kinnbacken. „Quetschung und leichte Ohnmacht. Monsieur hat eine zarte Konstitution."

„Danke ihm, Margarete! Es war deinetwegen."

Felix nimmt die verlegen gereichte Hand und küßt sie. „Ich hab' selten etwas lieber getan, Fräulein Margarete."

„Margarete gönnt es Herrn Wunderlich von Herzen", sagt Frau Lissie und sieht Felix vielsagend an.

„Gottlob", meint Felix Hooch offenherzig. Margarete wird unter dem Puder rot.

Sie haben sich alle drei verstanden. —

Es ist vier Uhr nachmittags, als sie endlich vor der Pforte an dem Holzbrückchen halten. Gesa läßt einen star-

ken, würzigen Kaffeegeruch aus der Küche entwischen, als sie die Tür öffnet. Sie begrüßt das Fräulein mit ahnungsloser Freundlichkeit. Gretchen sieht dankbar in das grobknochige Friesengesicht. Sie hat es immer hart und unfreundlich gefunden und die verschlossene Kargheit der Wasserkante für Mißmut genommen. Sie ist froh, daß es ihr heute ganz anders erscheint.

Der Professor steht im Elbzimmer. Er hat geschlafen und seine Operationen vergessen. „Kommt ihr endlich? Da ist ja auch Felix! Tag, Felix. Kommen Sie herein, gleich gibt es Kaffee. — Na, Pflegetochter, aushäusig gewesen? Mitten in der Nacht an Laden gekommen? Nächstes Mal wird aber telephoniert!"

Gretchen steht da und läßt den liebevollen Vorwurf auf sich herabfallen. „Ja, immer", sagt sie, und die Lüge verwandelt sich in lauter heiß hervorschießende Liebe zu dem gütigen Mann.

Dann kommt Gesa mit der Kaffeekanne. Das noch fehlende Porzellan, das sie herbeiholt, klingelt zart und lieblich.

„Setzen Sie sich, Gretelchen!" Lissie wirft heimliche Blicke auf ihren Mann. Hat er wirklich nichts gemerkt? Er ist fast zu harmlos.

„Also Sie vergessen nicht, Felix, uns die Prospekte für die neue Handels-Hochschule zu besorgen, nicht wahr? — Margarete will gerne die Kurse besuchen, Markus. Ihre Tage sind bei uns nicht genug ausgefüllt. Was sagst du dazu?"

Markus Seitz lächelt sein skurriles und gutes Lächeln. „Sie akklimatisiert sich, Liß. Ganz in der Ordnung. Gratuliere, Margaretchen!"

Gretchen lehnt sich fest gegen ihren Stuhl. Sie kann kaum die Tränen zurückhalten. Hat sie die Skala und Wunderlich und Lübeck und das häßliche kleine Hotel geträumt?

Die durchwachte Nacht jagt einen Schauer über ihren Rücken. Aber im Kamin knistern Buchenscheite, und Felix lobt Gesas Kaffee. Und die Frau neben ihr, die gerade eben verstohlen über ihren Handrücken fährt, als ihre Hände sich bei dem Kuchenteller begegnen, ist ihre Freundin.

Erst an diesem kalten 1. Dezember ist Gretchen Lemme wirklich und mit vollem Bewußtsein in das Haus ihrer Pflegeeltern in Blankenese eingezogen.

9. Kapitel.

Gipsy schlüpft vom Treppenhaus durch die kleine Verbindungstür, die in die Apotheke führt. Onkel Albert ist nicht da. Er hat eine Besprechung mit Dr. Winter. Es klappt also. Denn der Provisor zählt nicht als Hindernis.

Der kleine rundliche Herr kommt gerade von der Theke zurück. Seine Verbeugung freut Gipsy. Der ganze Herr Nietich ist aus einem Spitzwegschen Bilde gestiegen. Halb Kaktus, halb Galant-homme, nur ohne Vatermörder.

„Herr Nietich, ich habe eine Bitte an Sie. Werden Sie sehr nett sein und sie erfüllen?"

„Aber mein liebstes, verehrtestes Fräulein!"

„Schön. — Dann seien Sie jetzt mal fünf Minuten lang taub!"

Herr Nietich reißt die Augen auf. Er hatte sich etwas anderes gedacht, was, weiß er eigentlich selbst nicht. Aber irgend etwas jedenfalls, das eine kleine prickelnde Aufregung in sein einförmiges Junggesellenleben bringen sollte.

Nun soll er taub sein.

Gipsy hält ein zusammengefaltetes Telegramm in der einen Hand, mit dem sie leise knistert. „Ja. Ungefähr fünf Minuten. Bitte, lieber Herr Nietich! Ich muß nämlich telephonieren. Und es ist ein Geheimnis."

Sie flüstert. Der Mund versucht bei den Ohren Besuch zu machen, aber es erfüllt durchaus seinen Zweck. Herr Nietich will auch taub sein. Alles, was sie befiehlt.

Er schlägt mit galantem Schwung den Friesvorhang auf zu dem Winkel, der das Kontor mit Schreibtisch und Telephon darstellt. „Und wenn es ein politisches Komplott wäre!" Er legt die Hand auf die Wölbung unter dem zweiten Westenknopf.

„I wo!" — „du Mierenkreetschbüttel", fügt Gipsy in Gedanken hinzu, und ein winziges Ende ihrer roten Zunge witscht zwischen ihren Lippen hervor, während er säbelbeinig hinausgeht.

Sie ruft die Konditorei am Markt an. „Ist Herr Hessel bei Ihnen? — Ja, rufen Sie ihn bitte!"

Das arme Wölfchen. Sie hat ihn acht Tage lang wegen Bruno Kries junior vernachlässigt.

„Bist du da, Wolf? — Schimpf nicht mit mir. Du hast keine Ahnung, wie wenig Zeit ich habe. Jawohl, Zeit! — Aber ich komme sofort, wenn du es willst. Bleibst du dort sitzen? — Ach, trink ruhig noch einen Kaffee!

Was hast du, Wolf? Einen Auftrag? Von dem Direktor des Hüttenwerks? Fabelhaft! Ich bewundere dich!

Gut, daß du telegraphiert hast. Ich werde dir alles erzählen. Auf Wiedersehen!"

Sie legt lächelnd den Hörer auf die Gabel. Dann läuft sie nach vorn hinter die Theke. Da steht der Kaktus und hält sich wahrhaftig richtig die Ohren zu. Mit beiden Händen. Guter alter Trottel! Muß der einen komischen Ehemann aus dem vorigen Jahrhundert abgeben.

„Sie sind sehr lieb, Herr Nietich! Vielen Dank!" — Sie guckt suchend herum. „Sagen Sie mal, ist nichts mehr von dxem Traubenzucker da? Ach, Sie wissen, ich mochte ihn so gern als Kind. Doch noch etwas? Vielen Dank!"

Er zählte ihr einige Brocken in die Hand. Sie schiebt sofort zwei in den Mund. „Ich hab' Eile. Nochmals: gracias!" Sie ist hinaus, ehe er sich recht besonnen hat. Aufregende Mädchen, diese Hamburgerinnen! Er wandert rasch und sehr enttäuscht hinter der Theke hin und her. Nichts für solide Leute. Ungemütlich — —

Nach dieser Feststellung wickelt er sein Frühstücksbrot aus und beginnt langsam und bedächtig zu kauen.

Inzwischen ist Gipsy längst wieder oben im zweiten Stock.

„Du willst also, wenn ich nicht rechtzeitig zurück bin, die Flasche im Soxleth wärmen, Tantchen? — und sie ihm um zwölf geben? Danke. — Tust du es gern, Tantchen?"

Ja, sie tut es gern.

Frau Minna sieht jetzt immer etwas gerührt aus. Nachdem sie den ersten Schreck über Kries junior überwunden hat und nachdem die Beerdigung der armen jungen Frau überstanden ist, hat sich der leise Groll, den sie gegen die unschuldige Ursache des ganzen Unglücks gehegt hat, verloren. Sie verbringt den halben Tag in Gipsys Zimmer, so lange, bis sie daraus vertrieben wird. Denn Gipsy ist eine sachliche, unsentimentale Wärterin. Zuviel Gesellschaft macht den Säugling nervös, hat sie autoritativ erklärt, und die Tatsache, daß das Baby nach der energischen Badestubenkur der ersten Nächte nicht mehr schreit, hat Tante Minna völlig untertänig unter Gipsys Vorschriften gemacht.

„Ich habe den Liebling gern für ein paar Stündchen für mich allein," antwortet sie Gipsy. „Ich denke dabei an die Zeit, als Gretchen ein so kleines, rosiges Fischchen war. Ein Fischchen, ja. Das ist nicht zum Lachen, Gipsy. Du hättest es sehen sollen, wie es in der Waschschüssel saß, ein lebendiges, rosiges Fischchen — ach, es badete so gern! Es war seine größte Wonne, im Wasser zu sitzen!"

Gipsy nickt geduldig, während sie schon Mantel und Hut hervorholt. Die Parallelen zwischen diesem Säugling und Gretchen sind ihr alle bekannt. Sie steht in der Tür und dreht ihre Handschuhe.

„Ich komme zurück, so schnell es geht!"

Tante Minna richtet sich von dem Wäschekorb auf. „Du mußt an die frische Luft, Kindchen! Bleib ruhig fort! Ich will schon aufpassen!"

Gipsy nimmt die Treppe in Sprüngen. Das gute Tantchen ist zur typischen Großmutter geworden.

Aber recht hat sie. Acht Tage ohne die gewohnten Märsche hinaus zur Gärtnerei — denn seit es so viel schneit, ist es mit dem Tennisspielen ohnehin vorbei — liegen ihr schwer in den Gliedern.

Sie gleitet über den festen, funkelnden Schnee. Jetzt kommt die Sonne durch! Eine heiße Lebenslust geht von der prickelnden Luft aus. Sie hätte öfters abends spazieren gehen sollen, wenn der Kleine eingeschlafen war. Aber dann hat Kries der Ältere zaghaft geläutet, und man hat ihn an den runden Tisch, bei den Bratäpfeln und dem Tokajer, aufgenommen.

Er hält sich gut, der arme Kerl! Brav spricht er von tausend Dingen mit, die ihn gewiß gar nicht interessieren. Kein Wort über seine Frau. Wenn Tante Minna nicht

ihren Namen ausspräche, würde Elisa und der Schmerz um sie fest verschlossen sein in seinem Innern. Tadellos, denkt Gipsy. Nichts könnte ihr mehr imponieren als diese Beherrschung. Denn daß er leidet, verraten seine eingesunkenen Augen. Der müde Zug um den Mund. Seine zusammengeduckten Schultern, wenn er sich unbeachtet glaubt.

Auf dem Markt werden die ersten Tannenbäume aufgebaut. Die Thüringer Bauern laden sie ab, und ihr Kauderwelsch klingt vergnügt über die Straße. Im Fenster der Konditorei, wo Wolf wartet, hat man die drei Gleichen aus Marzipan aufgestellt. Die Landschaft besteht aus Hügeln von Tannenzweigen. Gipsy bleibt einen Augenblick davor stehen.

(Fortsetzung folgt)



Bunte Chronik



*** Der Atlas der Sterne.** Das Riesenwerk des Atlas der Sterne ist vollendet. Inzwischen sind über vierzig Jahre vergangen, seitdem auf dem Internationalen Astronomischen Kongreß zu Paris im Jahre 1887 die Herstellung dieses Werkes beschlossen wurde. Wie groß diese Arbeit war, begreift man, wenn man erfährt, daß nicht weniger als sechs Millionen Sterne photographiert, gemessen und in ihrer Stellung genau bestimmt werden mußten. Um dieses überhaupt möglich zu machen, wurde jeder Sternwarte ein bestimmter Abschnitt des Himmels zugeteilt, auf dem sie die notwendigen Feststellungen vorzunehmen hatte. An dieser Riesenarbeit beteiligten sich freiwillig achzehn Länder und das Päpstliche Oberservatorium im Vatikan, das im übrigen, neben den Spaniern, zuerst mit seinen Arbeiten fertig wurde. Der Weltkrieg rief natürlich unliebsame Verzögerungen hervor. Noch zehn Jahre werden vergehen, bis das gesamte Werk in allen Einzelheiten vorliegt. Wie Professor Hunter unlängst bei einem Kongreß der amerikanischen Astronomen mitteilt, ist dieses grundlegende Werk vor allem für künftige Generationen bestimmt, die an Hand dieser Aufzeichnungen alle Veränderungen am Sternenhimmel zu beobachten in der Lage sein werden. Übrigens treten solche Abweichungen nur sehr langsam und selten ein, wie Nachmessungen und Photographien der heutigen Stellung und Größe der Sterne im Vergleich mit den vor vierzig Jahren gemachten Beobachtungen ergeben haben. Ein Zeitraum von etwa vierzig Jahren hat keinerlei Bedeutung in der allgemeinen Stellung der Sterne zu unserem Planeten.

*** Fundbureaulogik.** In einem Fundbureau in England hat sich vor einiger Zeit folgende Geschichte abgespielt, die ein interessantes Licht auf die Denkungsweise der in diesem Betriebe beschäftigten Beamten wirft. Ein Herr hatte ein Paar nagelneue Handschuhe in einem Zuge liegen lassen und begab sich auf das Fundbureau, um nach seinem Eigentum zu forschen. Als er in das Bureau eintrat, sah er dort bereits auf einem Tische die vermißten Handschuhe liegen, aber auch einen anderen Herrn, der diese als sein Eigentum reklamierte. Sofort erhob der eigentliche Besitzer entrüstet Einspruch und verlangte die Aushändigung seiner Handschuhe. Der Beamte aber schüttelte den Kopf. „Es tut mir sehr leid, mein Herr, aber ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen. Dieser Herr", dabei zeigte er auf den anderen Anwesenden, „war vor Ihnen hier. Er hat die Handschuhe so genau beschrieben, daß ich annehmen muß, daß es die von ihm verlorenen sind. Ich muß sie ihm daher aushändigen." So mußte denn der eigentliche Besitzer und Verlierer mit ansehen, wie sein Gegner mit den schönen, neuen Handschuhen sehr befriedigt abzog. Nachdem er seinem entschwundenen Besitz nachgeblickt hatte, wandte er sich an den Beamten. „Nun gut, wenn Sie schon den andern mit meinen guten Handschuhen abziehen lassen, dann geben Sie mir wenigstens ein anderes Paar zur Besichtigung. Vielleicht finde ich da meine verlorenen Handschuhe wieder." Abermals schüttelte der Beamte den Kopf. „Auch diesen Wunsch kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nicht erfüllen. Sie haben vorhin ausdrücklich erklärt, daß die Handschuhe, mit denen der andere Herr fortgegangen ist, die Ihrigen sind. Zwei Paar haben Sie doch nicht liegen lassen."

***Das höchste Gebäude der Welt.** Vergebens wird in Amerika von einem Teil der Presse und der Behörden gegen die weitere Errichtung von Wolkenkratzern Sturm gelaufen. Man weist auf die großen Verkehrsschwierigkeiten hin, die durch die im Innern dieser Giganten aufgestapelten Menschenmassen bei Beginn und Beendigung ihrer Tätigkeit hervorgerufen werden. Die Unmöglichkeit einer Bekämpfung von Bränden in einem solchen Gebäude hat der unlängst ausgebrochene Brand des Sherry Netherland Hotels mehr als zur Genüge dargetan, wo die Feuerwehr dem Brande dieses riesigen Hotelturms vollkommen hilflos gegenüberstand und sich damit begnügen mußte, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken. Der Amerikaner läßt sich seine Wolkenkratzer nicht nehmen, und das einzige, was erreicht wurde, ist eine wesentliche Verschärfung der Bauvorschriften, nach denen neuerdings die freie Umgebung des Hochhauses das Dreifache des bebauten Areals zu betragen und auch der Bau selbst in Stufenform zu erfolgen hat.

Auf dieser Basis beruhen auch die Pläne des neuen Wolkenkratzers, die kürzlich den Behörden zur Prüfung eingereicht worden sind. Das Riesengebäude, das im westlichen Teile der 42. Straße zwischen der 8. und 9. Avenue seinen Platz finden soll, wird hinsichtlich seiner Höhe und Ausmaße alle Gebäude der Welt in den Schatten stellen. Nicht weniger als 1200 Fuß hoch, wird es den Eiffelturm um nicht weniger als 267 Meter überragen. Das Riesenhaus soll 100 Stockwerke erhalten, die so angeordnet sind, daß zwischen der siebenten und der siebzehnten Etage terrassenförmige Abstufungen eingeschaltet sind, während ein sich nach oben zuspitzender Turm die übrigen 93 Stockwerke enthalten soll. Der Flächenraum des Gebäudes soll an der Straßenoberfläche 47 000 Quadratfuß betragen, am 17. Stockwerk 11 770 und an der Oberfläche des Turmes 1177 Quadratfuß. Nicht weniger als 61 Aufzüge sind dazu bestimmt, den Verkehr innerhalb des Hochhauses zu regeln. Auf dem Dache des Turmes soll ein Leuchtturmlicht installiert werden, das Schiffen und Flugzeugen als Richtungspunkt dienen wird. Die Baukosten werden auf 25 Millionen Dollar veranschlagt.

*** Der Kastengeist in Indien.** In Allahabad hat sich, wie die „Times" berichtet, vor einigen Tagen ein Vorfall abgespielt, der mit erschreckender Klarheit beweist, wie stark noch immer das Dogma des Kastenwesens die indische Bevölkerung beherrscht. Ein eingeborener Unteroffizier, seiner Abstammung nach ein Kahar, geriet mit zwei Sepoys zusammen, die sich ein Disziplinarvergehen hatten zuschulden kommen lassen. Auf die Vorhaltungen des Unteroffiziers erwiderten die Zurechtgewiesenen höhnisch, er habe ihnen gar nichts zu sagen, denn er sei ja von einer viel niedrigeren Kaste als sie. Sie gingen sogar so weit, sich im Laufe des entspinnenden Streites an dem Unteroffizier tätlich zu vergreifen. Der Kahar meldete den Vorfall dem Jemadar (eingeborener Unteroffizier im Range eines Feldwebels). Dieser aber, der ebenfalls einer höheren Kaste angehörte, lehnte eine Bestrafung der Schuldigen ab und gab dem Unteroffizier den Rat, die beiden Sepoys tüchtig zu verprügeln. Der Unteroffizier hörte sich ruhig diesen Vorschlag an, dann holte er sein Kukrimesser, das die Gebirgsbewohner mit Vorliebe führen, und stach die beiden Sepoys nieder. Der schädigende Einfluß dieses starren Kastenwesens wird auch durch einen anderen Vorfall beleuchtet, der sich in Lahore zugetragen hat. In dem Kolleg-Institut der dortigen Universität mußte das gesamte Küchenpersonal, gegen 100 Köche entlassen werden, weil es sich geschlossen weigerte, für einen Studenten, der ein Chamar, also von sehr niederer Kaste war, zu kochen.

Lustige Rundschau



*** Der tüchtige Tierarzt.** „Taugt euer neuer Viehdoktor was?" — „O ja! Wenn der was sagt, dann stimmt es! Neulich hat er meiner Kuh ein Mittel gegeben und gesagt: „Wenn das nicht hilft, kann nichts mehr helfen!" Und richtig — am Abend war die Kuh tot!"

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg